

Bücher Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **23 (1943-1944)**

Heft 12

PDF erstellt am: **12.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bücher Rundschau

Mannerheim.

Finnlands schwere Stunde, die es am 13. Februar 1940, dem letzten Tag des Winterkrieges — unbesiegt, und doch geschlagen — durchlebte, ist wiederum gekommen. Nachdem das finnische Volk am 29. Juni 1941 dem Ruf seines Marschalls „Folgt mir noch dieses letzte Mal“, zu neuen Blutopfern bereit, Folge geleistet hat, steht die Nation heute wiederum wie 1940 unbesiegt, „die Stirn vom Lorbeer wund“, vor einer schmerzlichen Tragödie.

Das tragische Finnenschicksal 1944 weckt heute wie damals im Winterkrieg wiederum ein vermehrtes Interesse für das harte Volk von Suomi und für jenen Mann, der mit dem Schicksal seines Landes wie kein anderer verbunden ist, — Feldmarschall Mannerheim.

Das Buch von Beranek über Mannerheim ist daher eben jetzt von betonter Aktualität *). Es schildert in gewandter Sprache und geistreichen, aber ungesuchten Formulierungen das Wirken des Offiziers in fünf Kriegen. Aber auch der Forscher, der Diplomat, der Staatsmann und vorab der Mensch Mannerheim erhält eine fein gezeichnete Würdigung.

Diesen Menschen Mannerheim hatte ich den Vorzug an der finnischen Kriegsfrent im Winter 1942 kennen zu lernen. In mir verblieb ein unvergeßlicher Eindruck einer starken, natürlichen Persönlichkeit mit hoher Kultur und gediegener Bildung. Diesen Marschall, den Stolz aller finnischen Soldaten, zu besitzen, betrachteten damals die Finnen als Gnade des Himmels. Das Buch Beraneks bemüht sich liebevoll insbesondere um die Zeichnung des Menschen Mannerheim.

Das Schicksal Mannerheims ist mit demjenigen Finnlands enge verbunden. Daher ist eine Biographie Mannerheims gleichzeitig die Geschichte der Finnen. Das Studium der wechselvollen Geschichte dieses Volkes ist gerade heute wieder besonders zeitgemäß. Das Buch, im allgemeinen objektiv geschrieben, wird jedem Freunde Finnlands Gewinn vermitteln. Er wird zur Überzeugung kommen, daß eine Nation von dieser Vergangenheit und solcher Taten auch in dieser tragischen Zeit zukunftsgläubig und geschichtsfähig sein kann und daß dieses soldatische Volk auch künftighin die Mahnung seines Feldmarschalls nicht vergessen wird: „Ein Volk muß immer bereit sein, für seine Freiheit zu kämpfen.“

F r a n z M a g e r.

Volk und Staat der Schweizer.

„Noch fehlt“ — so schreibt Weiß in seinen der schweizerischen Kulturpolitik gewidmeten Ausführungen seiner Schrift — „eine von Bund und Kantonen organisierte, zielbewußte nationale Erziehung der Jugend, welche die heranwachsende Generation in allen Beziehungen für ihre Aufgabe als Mitträgerin der Schweizerischen Eidgenossenschaft vorbereitet¹⁾. Die nationale Erziehung ist noch wesentlich den Kantonen, einzelnen Schulen und der Privatinitiative überlassen.“ Die außerordentlich klare und übersichtliche Schrift von Otto Weiß, deren erste Auflage an dieser Stelle bereits besprochen wurde, zeigt deutlich, welche tüchtige Vorarbeit eben der privaten Initiative hinsichtlich der nationalen Erziehung in unserem Lande zu verdanken ist. Es ist ja beinahe rührend, wie viele Autoren seit dem denkwürdigen Jubiläumsjahr 1941 sich bemühten, weiteste Kreise mit dem Wesen unserer Eidgenossenschaft vertraut zu machen. Gewiß mögen auch Un-

*) August Beranek: Mannerheim. Lufen & Lufen, Berlin.

¹⁾ Otto Weiß: Volk und Staat der Schweizer. Zweite verbesserte Auflage. Schultheß, Zürich.

berufene zur Feder gegriffen haben. Der Umstand jedoch, daß viel Gutes geboten wurde und daß manche Kantone und zahlreiche Gemeinden sich anschickten, die heranwachsende Generation auf die Aufgaben des Bürgers und der Bürgerin vorzubereiten, kann uns mit der in diesen Dingen etwas passiven Haltung des Bundes versöhnen. Die Sphäre des einzelnen Bürgers muß sich in der heutigen Zeit ohnehin zum Teil erhebliche Eingriffe des Staates gefallen lassen, so daß wir angesichts tüchtiger und erfolgreicher Privatarbeiten froh und dankbar sein wollen, wenn in den Belangen der nationalen Erziehung dem Bundesetatismus nicht auch noch Vorspanndienste geleistet werden.

Die vorliegende Auflage des handlichen Weiß'schen Büchleins macht den Leser auch vertraut mit Problemen, deren Inangriffnahme die Kriegszeit dem Bunde aufdrängte. Hierzu gehören z. B. des Verfassers Ausführungen über den Mehranbau, über den Lohnausgleich für Wehrmänner und über zahlreiche andere Neuerscheinungen, von denen heute so viel die Rede ist. Es kann nur von gutem sein, wenn diese in den Zusammenhängen ihrer Entstehungsumwelt dargestellt werden.

Auch wenn man mit dem Verfasser nicht in allen Punkten seiner Schrift völlig einig geht, kann man der in bestem Schweizergeist geschriebenen Arbeit wie schon der ersten Auflage nur weiteste Verbreitung wünschen. Betont sei auch, daß das Büchlein von Weiß sich nicht nur an die Jugend richtet, sondern eben so sehr auch an ältere Bürger und Bürgerinnen. Auch Ausländern, die sich in der Schweiz niederlassen und mit dem Wesen von deren Volk und Staat wirklich vertraut werden wollen, sei die Weiß'sche Arbeit wärmstens empfohlen.

F r a n z S c h o d y.

Aus dem griechischen Kulturkreis.

Dichter- und Denkerbilder der Antike.

Eine Sammlung von Porträten neuzeitlicher Dichter und Philosophen wäre mehr oder weniger eine Spielerei, zur Not noch als Beigabe zu einer Literaturgeschichte zu begreifen. Daß dies für das Altertum, besonders für das griechische, nicht zutrifft, ist tief in seinem innersten Wesen begründet. Denn ohne allen Zweifel liegt in ihm und ist keineswegs etwa durch humanistische Wunschvorstellungen hineingetragen die Tendenz, das Individuelle gering zu achten und speziell vom Künstler nicht zu erwarten, daß er das Einmalige und Zufällige wiedergebe, sondern etwas Übergeordnetes, Zusammenfassendes, eine „Wahrheit“. Ist diese Haltung auch in der klassischen Zeit der griechischen Kultur, d. h. im 5. Jahrhundert am reinsten ausgeprägt, so bleibt sie doch immer dominant; erst die Römer bauen ihre Bildwerke von außen, von der Oberfläche her, und sie erst schaffen jene so erschreckend lebensnahen Porträte, die uns wie Individuen aus unserer täglichen Welt anmuten. Sie sind darum ohne weiteres zugänglich, sie befriedigen unsere Neugierde und assimilieren die Vergangenheit an unsere Gegenwart. Dies Entgegenkommen zeigen aber die Griechen nicht, vielmehr sind wir es, die entgegenkommen müssen. Sie kümmern sich nicht um unser Verlangen, zu erfahren, wie Homer oder Aristophanes ausgesehen hat, sowenig als auf einem Grabdenkmal des fünften Jahrhunderts der oder die Verstorbene abgebildet sind, sondern nur ihr Wesentliches ist dargestellt, des Mannes kriegerische Tüchtigkeit und gesetzte Bürgertugend, der Frau Schönheit, häusliche Pflichttreue und mütterliche Liebe, der Jugendlichen Liebreiz und die Unerfülltheit ihres zu früh vollendeten Schicksals. Ähnlich, nicht ganz gleich ist der Fall nun beim Dichter und Philosophen. Wie er durch sein Werk hinausragt über die vergänglichen Menschen, so soll dieses Werk auch sichtbar sein in seinem Porträt. Diese Tendenz ist aber doch so generalisierend, so „philosophisch“, daß der sorgsame Betrachter und Leser des schönen Buches von **Karl Schefold** „Die Bildnisse der antiken Dichter, Redner und Denker“ (Schwabe, Basel 1943), das ich hier zu besprechen habe, bald erkennen lernt, welches Dichter und welches Philosophen sind.

Es ist damit gegeben, daß Schefold, der in seiner Einführung diese Eigentümlichkeit einer antiken Ikonographie beleuchtet, nicht mehr seine Bildwerke nach der Lebenszeit der Dargestellten ordnen kann, wie man das wohl früher zu tun pflegte, sondern nach einer andern Chronologie, nämlich der Schaffenszeit der Künstler, auf die die erhaltenen Bildwerke zurückgehen. Denn selbstverständlicher-

weise wird Stärke und Richtung jener philosophischen Einfühlung im fünften Jahrhundert anders sein als im Hellenismus und wieder anders als in der klassizistischen Richtung, die im Jahrhundert vor Christi Geburt einsetzt zum Ausdruck dessen, daß sich die Griechen selber historisch geworden sind. Vor allem wird diese Wandlung am Bildnis Homers zu verfolgen sein: von den andern werden wir kaum aus den verschiedenen Perioden Darstellungen haben und froh sein dürfen, wenn wir aus einer Periode ein sicher oder doch mit großer Wahrscheinlichkeit identifiziertes Porträt besitzen. Denn es läßt sich denken, wie schwierig in Anbetracht der vielen Fehler- und Unsicherheitsquellen auf diesem Gebiet eine allgemein anerkannte Namengebung sein wird.

Scheffolds Buch ist sehr eindrucklich, und zwar nicht in erster Linie wegen der vorzüglichen Abbildungen und auch nicht wegen des sichern interpretatorischen Könnens, der ausgedehnten Stoffbeherrschung und methodischen Sicherheit des Verfassers, sondern um seines ungekünstelten und unerzwungenen humanistischen Gehaltes willen, an den zu glauben die Schulmeister einem fast verleidet haben, der aber aus jedem echten antiken Zeugnis wieder triumphal emporsteigt.

Ernst H o w a l d.

Ein antikes Erbauungsbüchlein.

In der Sammlung **Dieterich**, die seit einigen Jahren in verdienstvoller Weise in billigen Bänden wertvolle Werke der Weltliteratur vermittelt und sicher in dem bücherarmen und bücherhungrigen deutschen Kulturkreis eine wichtige Mission erfüllt, ist jetzt eine Auswahl aus den Schriften des **Plutarch** erschienen, die nicht zu den berühmten historischen Biographien gehören. Die Sammlung dieser Schriften heißt *Moralia*; Titel und Sammlung sind erst in nachmittelalterlicher Zeit entstanden. Die meisten sind in der Tat moralisch erbauend, viele aber nur unterhaltend und belehrend.

Plutarchs Werke haben in den verschiedensten Zeiten äußerst dankbare Leser gefunden, wie der Einleiter unserer Ausgabe, der verdiente Göttinger Philologe **Max Böhlenz**, neben manchen andern wissenschaftlichen Dingen ausführt, aber dies waren immer naive, stoffhungrige Generationen, ohne ausgesprochenen Qualitätsinn, die so reagierten; offenbar war auch Goethe im Sommer 1811 ausgesprochen stoffhungrig, als er in Karlsbad sich mehrere Wochen lang fast ganz allein durch die *Moralia* unterhalten ließ. Unsere Zeit ist aber alles andere als naiv, sie ist eher form- als stoffhungrig und verlangt, wenn vielleicht auch nicht Qualität, so doch Qualitäten. Ich glaube demzufolge nicht, daß Plutarchs Büchlein großen Anklang finden wird.

Handelt es sich doch nicht um wahres Leben, sondern um das Dasein in einem humanistischen Nationalpark von des Römers Gnaden; man fristete ein bescheidenes Gegenwartsdasein, zehrte aber in der Hauptsache von den Erinnerungen; man schrieb in Reminiscenzen an die Schriftsteller der großen Zeiten und in Zitaten aus ihnen; man philosophierte, falls man Plutarch hieß, als Platoniker, aber in einem erstarrten und doch charakterlos gewordenen Platonismus. Für das Ohr des philologischen Fachmannes tönt vieles darin sehr anmachend, schon weil er dahinter verlorene Schätze ahnt — ob der Laie den Zugang zu Plutarch findet, mag dieser auch sicherlich lebenswert tüchtig sein, das möchte ich bezweifeln.

Übersetzt sind die Schriften unserer Ausgabe und kommentiert von **Wilhelm Arx**, beides vortrefflich.

Ernst H o w a l d.

Patroklos.

Friedrich Nietzsche hat in seiner Basler Antrittsvorlesung vom Jahre 1869 darauf hingewiesen, „daß die Philologie aus mehreren Wissenschaften gewissermaßen geborgt und wie ein Zaubertrank aus den fremdartigsten Säften, Metallen und Knochen zusammengebraut ist, ja daß sie außerdem noch ein künstlerisches und auf ästhetischem und ethischem Boden imperativisches Element in sich birgt, das zu ihrem rein wissenschaftlichen Gebaren in bedenklichem Widerstreite steht“. Er hat damit auf die Doppelrolle hingewiesen, die der klassischen Altertumswissenschaft obliegt, nämlich mit historischer Methode zu erschellen, „wie es gewesen sei“, und zugleich humanistische Bildung zu vermitteln. Seine Ausführungen über „Homer

und die klassische Philologie“ verfolgen den Zweck, künstlerisch empfindlichen Menschen die sogenannte homerische Frage schmachhaft zu machen, deren Lösungsversuche gerade von solchen oft als Ausfluß philologischer Barbarei betrachtet werden. Denn sie sträuben sich dagegen, die beiden unter Homers Namen überlieferten Epen Ilias und Odyssee auf eine ungewisse Anzahl Dichter und auf eine Reihe von Jahrhunderten zu verteilen, gleichgültig ob man sich den Vorgang so vorstellt, daß ein Stümper die vorzüglichen Einzellieder zusammengekleistert, oder umgekehrt ein organisatorisches Genie den ungleichwertigen Überlieferungstoff gemeistert habe. Die homerische Frage erscheint solchen Leuten als ein Irrweg, und sie vertreten überzeugt die im Altertum gültige Lehre, daß die Ilias das frühere, die Odyssee das spätere Werk des einen Dichters Homer sei.

Meist paßt auf diese Kritiker der Philologie der Satz Nietzsches: „Den Inbegriff von ästhetischer Singularität, die der einzelne nach seiner künstlerischen Fähigkeit anerkannte, nannte er jetzt Homer“. Umso erfreulicher ist es, daß wir hier ein Buch anzeigen können, das den Kampf mit der Philologie auf deren eigenem Boden ausfechten will¹⁾. Für die Verfasserin ist es ausgemacht, daß Ilias und Odyssee, so wie wir sie heute haben, mit Ausnahme von zwei schon im Altertum für unecht erklärten Partien und einigen verstreuten Versen einem einzigen Genie gehören, das bereits am Ende der mykenischen Zeit, etwa anderthalb Jahrhunderte nach dem trojanischen Krieg gegen das Jahr 1000 vor Christus gelebt habe. Dieser Ansatz wurde schon früher behauptet, aber noch nie mit solcher Umsicht und Gründlichkeit vertreten. Trotzdem glaube ich nicht, daß er Zustimmung finden wird. Die Verfasserin, die in ihren Anmerkungen sonst eine umfassende Kenntnis der gelehrten Literatur verrät, kümmert sich um die Probleme der epischen Mischsprache überhaupt nicht und geht auch der Frage der schriftlichen Fixierung dieser Großepen gänzlich aus dem Wege. Für die spätgeometrischen Vasen, mit deren hocharchaischem Stile noch jüngst die homerischen Gedichte einleuchtend verglichen wurden, zeigt sie bloß Verachtung, und an das Archaisieren Homers glaubt sie trotz der klaren Parallele des Nibelungenliedes nicht.

Innere Widersprüche leugnet oder bagatellisiert sie auch sonst. Ihr Hauptanliegen ist es, die von Homer erfundenen Züge von dem übernommenen Sagenut abzuheben, das freilich zuerst erschlossen werden muß. Sie gewinnt so in Homer einen Vorkämpfer der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, und ganz besonders ist er für sie der Dichter der Freundschaft: der liebenswerten Gestalt des Patroklos ist daher auch das umfangreichste Kapitel gewidmet. Schelihas Buch ist eine vielleicht einseitige, aber jedenfalls großartige und durchdachte Deutung der homerischen Gedichte, die nicht bloß in Philologenhände gehört, sondern jedem Freund der Antike zahlreiche Szenen erhellen wird. Es ist schade, daß die Verfasserin Homer nach einer teils affektierten, teils holperigen Übersetzung von Ernst Morwitz zitiert, besonders wo sie selbst einen unvergleichlich edeln Stil schreibt, dem der Verlag die gemäße Hülle verliehen hat.

Hans-Rudolf Schwyzler.

Eine Platon-Auswahl.

Von zahlreichen Schriftstellern des Altertums sind die Werke längst verschollen, und nur dürre Berichte erinnern daran, daß sie einst schöpferisch gewesen. Andere wiederum sind uns durch Blütenlesen erhalten, die uns späte Sammler zusammengestellt haben, oft nach einem Auswahlprinzip, das wir nicht mehr billigen. Von andern sind uns einzelne Werke ganz erhalten, während der größte Teil ihres Oeuvres untergegangen ist. Nur von ganz wenigen Schriftstellern können wir sagen, daß ihre Leistung in ihrer Gesamtheit die Zeiten überdauert hat. Der innere Wert hatte eine solche Leuchtkraft, daß selbst traditionsfremde Generationen das Licht nicht völlig erlöschen ließen. Zu diesen seltenen Autoren gehört der Philosoph Platon, dessen Werk wir, soweit wir unterrichtet sind, wohl mit einigen Zutaten, aber ohne Abstriche besitzen.

Edgar Salin, der Übersetzer und Herausgeber einer Platon-Auswahl, hält es daher selbst für mißlich, einen Torso zu bieten, wo wir in der glücklichen Lage

¹⁾ Renata von Schelha: Patroklos, Gedanken über Homers Dichtung und Gestalten. Schwabe, Basel 1943.

wären, das ganze Original zu genießen *). Die einzelnen Stücke mögen noch so getreu übertragen sein, so stammt das Ausleseprinzip eben doch vom Herausgeber und bedeutet in jedem Falle einen Einbruch in die Absichten des Autors. Andererseits ist es freilich richtig, daß der Nichtfachmann sich kaum ohne Anweisung durch sämtliche Werke Platons wird durcharbeiten können. Als Weg und Anleitung zum ganzen Platon wird man Salins Auswahl darum gerne gelten lassen. Allerdings, was er uns bietet, ist auch kein „Plato in nuce“. Es fehlen dafür gerade die wichtigsten Lehrstücke wie die Ideenlehre oder die Reise der Seele von der übersinnlichen Welt hinab in das Diesseits und ihre Rückkehr in die ursprüngliche Heimat. Zahlreiche Werke, so besonders die äquilibristischen Diskussionen der Spätdialoge, fehlen ganz, und kein einziger Dialog ist vollständig wiedergegeben. Da es fast allen platonischen Dialogen an deutlichen inneren Säuren fehlt, die Unterhaltung der Gesprächsteilnehmer vielmehr meist unmerklich von einem Thema zum andern gleitet, sieht sich Salin genötigt, seine Fragmente durch verbindende Anmerkungen zusammenzufügen, um wenigstens den Schein eines geschlossenen Ganzen zu wahren. Dieses Kleistern geht ihm zwar gewandt zugleich und unaufdringlich von der Hand, aber der Leser hätte doch oft lieber Platons eigene Worte gehört. Ein Grundsatz scheint für Salin leitend gewesen zu sein: alle ausgewählten Stellen kreisen um das Thema der Erziehung, das für Platon das zentrale Anliegen gewesen ist. Abschnitte aus der Verteidigungsrede des Sokrates und andern Frühdialogen zeigen uns den Philosophen als Vorbild; es folgen Partien aus jenen Werken, die die Jugend zu einem innerlichen philosophischen Leben anleiten. Hier schließen sich Gedanken Platons über den besten Staat und die Verfallsercheinungen des Staates ohne Zwang an; und im letzten Kapitel bekommen wir eine Probe von Platons mythenstiftendem Geist: Salin überträgt uns den berühmten Schlußmythos aus dem „Staat“, wo die platonische Staatslehre in den kosmischen Weltablauf hinein gestellt wird.

Salin, der schon vor mehr als zwanzig Jahren mit einem Buch über das platonische Staatsdenken hervorgetreten war, ist besonders befugt, hier eine Auslese zu treffen. Daß uns die Übertragung nicht bloß in einem guten Deutsch geboten wird, sondern zudem die typischen Fehler allzu wörtlicher Platonübersetzungen, z. B. die im Deutschen lächerlich wirkende Häufung von Partikeln, vermieden werden, sei dankbar anerkannt. Hier und da verrät sich freilich, zumal in der Anwendung des Wortes „Tucht“ für das griechische *areté*, der Stefan George-Anhänger. Zu dieser Jüngerschaft bekennt sich auch das Nachwort, das uns wieder einmal mehr das ungerechte Klischee von der Platonfremdheit des 19. Jahrhunderts vorsetzt. Doch darf auch derjenige, der dem esoterischen Getue der Georgianer fernsteht, Salins Auswahl unbedenklich empfehlen. Dem Verlage gebührt der Dank für die geschmackvolle Ausstattung, wie sie alle Bändchen der Sammlung Klosterberg auszeichnet.

Hans = Rudolf Schwyzer.

Das Tragische ¹⁾.

Wer in die rätselvolle Welt der griechischen Tragödie einen ersten Blick tun und mit den darin aufgerollten Fragen über Welt, Schicksal, Schuld und tragische Verstrickung Fühlung gewinnen möchte, mag immer zu diesem Buche greifen. Er wird eine Menge Anregung daraus empfangen und die erschütternden inneren Spannungen der griechischen Welt des 5. Jahrhunderts ahnungsweise daraus ermessen; er wird erkennen, mit welchem Ernst die geistigen Führer des Volkes, ein Aeschylos vor allem und Sophokles der Problematik des Seins ins Gesicht sahen, und wird sich durch Hans Jürgen Baden vielfach belehrt und angenehm eingeführt finden. — Wer aber tiefer in das Wesen dieser Erscheinungen eindringen und sie nach ihrer Entwicklung und Bedeutung von Grund auf begreifen möchte, der wird sich eher an ältere Darstellungen halten, Niekssches hier einschlägige Schriften lesen und zur unentbehrlichen Ergänzung daneben den ausführlichen Abschnitt über die Tra-

*) Platon: Von Mensch und Staat, Auswahl und Übertragung von Edgar Salin, Sammlung Klosterberg. Schwabe, Basel.

¹⁾ Hans Jürgen Baden: Das Tragische. Die Erkenntnis der griechischen Tragödie. Walter de Gruyter, Berlin.

gödie in der neuesten Auflage der Christ-Schmid'schen griechischen Literaturgeschichte zuziehen. Denn im einzelnen läßt sich mit dem Verfasser streiten. Schuld im griechischen und im christlichen Sinne sollte man streng auseinanderhalten. Von Oedipus auf Kolonos bis Golgatha ist ein zu weiter Weg, als daß die beiden auch nur ahnend zusammengebracht werden könnten. Die Angst des Besizenden, er könne verlieren, ist unseres Erachtens so wenig tragisch wie Jason in der „Medea“ des Euripides eine echt tragische Figur darstellt. Schlechte Übersetzungen wie viele der uns vorgelegten Proben von Wolke und Wortungeheuer wie „Pantragismus“ oder „areligiös“ sollte man meiden. Aber es ist nicht zu verkennen, daß dem Verfasser daneben auch immer wieder einzelne gute Formulierungen gelingen, wozu von allem gehört, was er über die Psychologie des Leidens sagt.

Martin Rindf.

Italienischer Parnas¹⁾.

Der Verfasser nennt dieses gewaltige Übersetzungswerk eine „symphonische Anthologie“. Er möchte damit Klänge vermitteln, welche die großen Akkorde der Jahrhunderte mitschwingen lassen. Demütig bekennt Fredrick, oft vergeblich gewartet zu haben, bis der richtige Ton sein Ohr traf. In dieser Demut und Erkenntnis einer möglichen künstlerischen Unzulänglichkeit erkennen wir den tiefen Ernst des Nachdichters, der mit ganzem Einsatz um die Vollkommenheit des Ausdrucks ringt und dadurch seiner großen Vorbilder würdig wird. Denn auch er hat „aus eigenster Not heraus“ das Werk gefügt, das, wie er sagt, ein künstlerisches und kein lehrhaftes Ziel verfolgt. Fredrick will die deutschsprachigen Leser mit jener ewig jungen antiken Menschlichkeit (humanitas) bekannt machen, die nirgends wie in Italien kontinuierlich blieb und sich harmonisch mit dem Geiste des katholischen Christentums paarte. Dies ist dem Verfasser auch völlig gelungen und es werden ihm Viele aus tiefstem Herzen dafür dankbar sein. — Doch wie wurde dieses hohe Ziel erreicht? Wie war es dem Übersetzer möglich, die „poetische Treue“ nicht zu verletzen? Von der Voraussetzung ausgehend, daß die Form das Dauernde, Ord nende und Einigende überhaupt ist, hat er die Form streng bewahrt. Fredrick sah das Hauptproblem im Rhythmus. Er merkt, daß der endecasillabo dem deutschen fünf Fußigen Jambus am nächsten steht, versucht, den schwebenden Rhythmus nachzuahmen, unterscheidet Synalöphe von Apostrophierung, und wenn er bei Leopardi allzu komplizierte Reimgeflechte vermeidet oder in den „odi barbare“ trotz Carducci dem antiken Metrum treu bleibt, so rechtfertigt er diese kleinsten, wohl gemeinten Übersetzerfreiheiten mit peinlicher Sorgfalt. Mit diesem Werk hat der Künstler und der Mensch Fredrick aber keine Virtuosenarbeit vollbringen wollen. Der Leser merkt bald, daß ein solcher Wurf nur demjenigen gelingen kann, der begnadet einer großen Idee dient, eine erlösende Wahrheit sucht und ganz darin aufgeht.

Wir schlagen die erste Seite auf:

„Höchster allmächtiger guter Herre:
Dein sind das Lob und der Ruhm und die Ehre und jede Benedeiung.“

Mit den Worten des heiligen Franz von Assisi fängt die italienische Lyrik und auch unsere Sammlung an. Es folgen die Hofdichter der sizilianischen Schule: nicht weniger als zwei Könige sind dabei. Dann gelangen wir zur florentinischen Lyrik des Dugento, noch etwas edel und voller Sehnsucht, symbolisch und ernst, ehrfürchtig und naiv. Hier scheint sich die deutsche Sprache ganz besonders zu eignen, oder ist es nur, weil sie so meisterlich gehandhabt wird? — Doch verblaßt alles vor dem gewaltigen Aufschrei des Jacopone da Todi, der die verzehrende Lohe seiner Mystik in Worte drängt:

„O süße Liebe / die schlugest die Liebe,
Ich flehe, daß du mich tötest aus Liebe.“

Nach dem geradezu apokalyptischen Bild des Jüngsten Gerichtes Jacopone's leitet uns Guinizelli sachte zum „nuovo stil dolce“ hinüber „Zum edeln Herzen immer

¹⁾ Italienischer Parnas. Dichtung aus sieben Jahrhunderten, übertragen und mit dem Urtext herausgegeben von Hans Fredrick. Benziger, Einsiedeln 1943.

flüchtet Minne". Und diese „erneuerte" Lyrik führt uns zu Dantes Sonetten und Canzonnen:

„Über die Sphäre, die zu weitest kreist,
schwingt sich der Wehhauch, den mein Herz
zu neuer Einsicht Schauen hin gewendet / entzündet:
zu der ihn Minne weinend aufwärts reißt."

Es braucht wohl eine große menschliche Reife und ein vollendetes künstlerisches Empfinden, um so schön Dante in eine andere Sprache zu übersetzen, vielmehr nachzudichten. Umso erstaunlicher ist es, daß derselbe Autor, der die synthetische Tiefe des großen Meisters nachbilden konnte, auch die geperkten Reime Petrarca's treffend wiedergibt, allerdings nur die Mollafforde seiner inneren Rastlosigkeit und der Gesänge auf Laura's Tod:

„Nicht bleich, nur gleich dem Schnee so weiß und kalt,
der Winden fern an hellem Gang sich breitet,
sahen sie zu ruhn, ermüdete Gestalt:

wie schon des Lebens Odem ihr entgleitet,
ein süßes Schlafen auf der Augen Licht
lag was den Toren Sterben wohl bedeutet:
schön war der Tod auf schönem Angesicht."

Und weiter geht es zu Sacchetti's holden Schäferinnen, zum leider noch zu unbekanntem Leonardo Giustiniani, bis zum Karnevalslied des Lorenzo de' Medici:

„Heute jauchze, wer da mag —
niemand weiß den andern Tag."

und dem großen Poliziano:

„Ich war im Mai beim ersten Morgenglühn
ihr Mägdelein in eines Gartens Grün."

Auch finden wir unbekannte Dichtungen berühmter Männer von Girolamo Savonarola bis Leonardo und Machiavelli. Im Cinquecento angekommen, begegnen wir der fliehenden Angelica, bewundern die Schönheiten der Olimpia und ergötzen uns an einigen Satiren und Sonetten des schönheitsstrunkenen Ariosto's:

„Frau, ihr seid schön, so schön, ich glaube nicht,
daß jemals ich begegnet schönerer Sachen;"

Bald verstummen jedoch die lieblichen Verse, und es ragen die wuchtigen Sonette des ringenden Michelangelos empor:

„Du Leib! Du Blut! Du Holz!..." — Schon beginnt das Zeitalter der Gegenreform, und Tasso singt seine schmerzumsflogten weichen Weisen:

„Du weißer schöner Mond,
mit soviel Spiegeln als da Meere streichen,
sieh ihre Weiße, die ist ohnegleichen,..."

Mit Marino zieht der Barock ein, mit Chiabrera wird die Dichtung reine rhythmische Musik, und Metastasio läßt uns in Glückseligkeit ertragenes Leid vergessen. Sicher berechtigt ist der Ehrenplatz, der im 18. Jahrhundert Parini eingeräumt wird, der vom Verfasser als Erneuerer des ethischen Menschen angesehen wird, wie Alfieri den politischen Menschen wieder neu schuf. — Zur Romantik angelangt, erfreuen wir uns an den erlesensten Versen Foscolo's:

„Vielleicht weil du dem vorbestimmten Schweigen
das Ebenbild, bist du mir so willkommen,
o Abend!"

Mit Leopardi ist wohl die Feuerprobe überstanden, so in den vollendet übersetzten Zeilen an den Mond:

„Doch nebelhaft und in der Träne bebend,
darinnen meine Wimper stand, erschien
dein Antlitz mir;..."

Es ist ein weiter und schöner Weg, der uns vom heiligen Franz zum letzten großen Dichter des 19. Jahrhunderts führt: Carducci, der so stark hassten und lieben konnte, der stolze Rebell, der voll Glaube ans Gute die ewige Wahrheit ausrief:

„Heil Euch, Ihr Menschenkinder, schmerzgeübet!
 Alles vergeht und alles bleibt bestehn!
 Zuviel des Hasses und des Leids — nun liebet!
 Das Einst ist heilig und die Welt ist schön!“

Aber am Ende sehen wir auch Carduccis Löwenhaupt in Demut gebeugt vor demjenigen, der seinem Land nicht nur das erste, sondern auch das schlichteste und frömmste Gedicht gab, dem Poverello, der die Hände faltend, nackt auf Steinen die Todesstunde erwartet. Der Dichter sieht ihn am Himmelssrande schreiten:

„aufrecht, im Kreuz die beiden Arme breitend
 und singend: Herre Gott, nun sei gepriesen
 durch unsern Bruder den leiblichen Tod!“

So steht der Heilige aus Assisi auch wieder am Schluß der Sammlung, als ob er sein armes Land, dessen unvergleichliche Schönheit mit dem Tode ringt, daran erinnern wollte, daß man ihm wohl die Kunstwerke, die begnadete Menschenhände schufen, zerstören kann, aber nicht die ewigen Werke des Geistes. Sollte St. Petri Kuppel selbst einstürzen, den Sonnengesang des Franz von Assisi wird keine Macht der Erde mehr verdunkeln.

Renata Gossen-Eggenschwyler.

Schweizerische Literatur.

Mundartbücher.

Emil Balmer kennt in Bern jedes Kind an seiner Blume im Knopfloch, auch im Winter. Im Winter erst recht! Bei Sonnenschein und Regenwetter. Bei Regenwetter erst recht! In der Hitze und bei Kälte. Bei der Kälte erst recht! — Die Freude an Blumen zeichnete schon den kleinen Knaben aus. Später sah der Jüngling den greisen Bundesrat Deucher stets mit einer Blume im Knopfloch herumspazieren. Das mag ihm den Entschluß, dasselbe zu tun, erleichtert haben. Heute ist es so weit, daß Balmer ohne Blume nicht mehr denkbar ist. Sie wird ihn überleben, vielleicht sogar seine Bücher. Kann einem etwas Schöneres passieren? — Ich glaube nicht. — Übrigens sitzt ihm diese Blume tiefer als nur im Knopfloch. Sie hat ihr Wurzelwerk im Gemüt des Dichters eingebettet. Und von dort her bezieht sie alles, was sie zum Leben nötig hat, Form, Farbe und Temperament. Von dort her stammt auch ihr einziger Zweck, Freude zu bereiten. Und wie diese Blume, so ist das Werk Balmers anzuschauen. Es kommt von Herzen und will zu Herzen gehn.

Das neueste Buch „Meie“ (Blumenstrauß) hebt das Gesagte einleitend ausdrücklich hervor und stellt dann neben die früheren Mundartgeschichten von kleinen Leuten einen weiteren Strauß von fünf heiteren und ernsten Stücken aus der bekannten Balmer'schen Erlebniswelt¹⁾. Immer steht das Erlebnis im Mittelpunkt. Die abendlich sanfte Sonne der Erinnerung wirft ihre Abschiedsstrahlen gelegentlich wehmütig schräg über die Szene hin. Der unentwegte Wanderer durch alle Gaue unseres Landes pflückt die Rosen, wo er sie findet; am liebsten aber sind ihm die Hagröselein, wie z. B. das Findelkind in der Geschichte „Ettlisbärger“, das tapfere Mütterchen im „Bracherli“ und der Ramsener Fridu im „Pompong“, der allerdings mit seinem polternden Jargon etwas aus dem Rahmen fällt.

Auch Werner Bula hält uns mit seiner Sammlung berndeutscher Geschichten, „Sibe Wünsch“, einen blühenden „Meie“ unter die Nase. Dieser riecht aber diesmal etwas herber als sonst²⁾. Das bewirkt die Titelerzählung, welche eine lehrhafte Lektion darstellt, wie man eine junge Stadtfrau dazu bringen kann, ihre stets auf Lager geführten sieben Wünsche in ebensovielen Wohltaten an vom Schicksal verkürzten Mitmenschen umzuwerten. Nach dem bewährten Rezept: Geben ist seliger denn Nehmen. Der behutjame Gatte besorgt es mit dem Mittel der Geduld und der Anschauung. Er führt seiner Frau elende Existenzen vor, die ihr Schicksal indessen mit Gottergebenheit und stillem Heldentum ertragen. Bei ihrem Anblick

¹⁾ Emil Balmer: Der Meie, E Strauß bärndütschi Gschichte. Francke, Bern 1943.

²⁾ Werner Bula: Sibe Wünsch, Bärndütschi Gschichte. Francke, Bern 1943.

ersterben die eitlen Wünsche wie frakter Schnee unter dem Jöhn. Im weitem kommt dann der bei Bula so geschätzte Humor reichlich zur Geltung in den Geschichten „Zwe Uslüg“ und „Als Stächer-Hanjes Dienischtzt“, um zum Schluß im „Legione-Georges“ den Faden der ersten Erzählung wieder aufzunehmen. Durch das mannhafte Zureden eines senkrechten Arztes wird eine Kommission dazu gebracht, nicht nur die Weihnachtsbotschaft andächtig anzuhören, sondern auch etwas ihrem Sinn Gemäßes zu tun. Eine Weihnachtsgeschichte, die man vielen Armenkommissionen schenken sollte. Wenn Bula seiner Mundart noch etwas mehr die Zügel anlegte, sich gelegentlich in bernischem Sinne knapper ausdrückte, würde die Lehrgastigkeit zugunsten der künstlerischen Wirkung zurücktreten und dadurch seiner sehr verdankenswerten Absicht noch besser dienen: Anwalt der Armsten zu sein.

Simon Gfeller's im Jahre 1910 erschienener „Heimischbach“ liegt als 12.—14. Tausend in neuer Auflage vor³⁾. Wohl das meist gelesene Mundartbuch unserer Zeit. Es bedarf deshalb keiner besonderen Empfehlung mehr. Auch wurde bei Anlaß des im letzten Jahre erfolgten Todes des Dichters (8. Jan. 1943) und gleich nachher soviel über sein Lebenswerk geschrieben, daß dem nichts mehr beizufügen ist, als etwa der Wunsch, der Heimischbach möchte nicht zu rasch in die Mundartgeschichte eingehen, sondern noch weiterhin am Leben bleiben.

Endlich sei noch auf das Heft „Im Wälschland“ der von Dr. G. Schmid redigierten „Zytchrift für üsi schwyzerische Mundarte“, betitelt Schwyzerlüt, hingewiesen, welches u. a. Beiträge von E. Balzli, Emil Balmer, R. von Tavel, A. J. Welti, H. Zulliger, G. Bohnenblust und eine Anzahl trefflicher Photos aus der Westschweiz enthält.

Adolf Schärer-Ris.

Das Naturbild im schweizerischen Schrifttum.

Die Sammlung „Sprachgut der Schweiz“, der das vorliegende Heft entnommen ist, dient dem Deutschunterricht an den höheren Klassen unserer Schulen. Alle Gebiete schweizerischen Geisteslebens werden in diesen Sammelbändchen berührt. So werfen beispielsweise die zwei Bändchen Biographie und Autobiographie scharfe Streiflichter auf hervorragende Persönlichkeiten, vorwiegend Dichter unserer Heimat, oder Schweizer charakterisieren Männer, die ihre Zeit geformt oder wesentlich mitbestimmt haben.

Das vorliegende Bändchen läßt Zeugen verschiedener Jahrhunderte über die Natur unseres Landes zu Worte kommen⁴⁾. Der größte Raum ist der Bergwelt gewidmet, vor welcher der mittelalterliche Mensch voll staunender Ehrfurcht steht. Dann reden Naturwissenschaftler über Bau, Fauna und Flora der Alpenwelt, bis schließlich das 19. und 20. Jahrhundert mit der Feder des Dichters und des Alpinisten die schweizerische Bergwelt vor uns aufleuchten lassen.

Als gute Ergänzung hat der Bearbeiter Zeugnisse bedeutender Ausländer über unsere Berge aufgenommen und andererseits auch Schweizer ihre Eindrücke über Landschaften, die weit von unsern Grenzen liegen, schildern lassen.

M. Greiner.

Psychologie und Alchemie.**)

Selten noch ist eine so überzeugende, sich auf ein lebenslanges Studium und ein immenses Wissen berufende Apologie der Psychologie geschrieben worden. In der Einleitung zu dem vorliegenden Buche unternimmt es Prof. Jung zum ersten Male, in radikaler Weise den Schleier zu lüften, hinter dem er bislang doch mehr oder weniger das Kernmotiv seines Lebenswerkes verbarg: alles religiöse Geschehen, und insbesondere das christliche Dogma als ewig in der Seele Gegenwärtiges aufzuweisen, d. h. jene wahrhaft kopernikanische Wendung zu vollziehen, die das Religiöse nicht mehr als ein von Außen Gegebenes, sondern als ein aus dem Innen Hervorgewachsenes begreift. Dadurch wird aber weder die Religion ent-

³⁾ Simon Gfeller: Heimischbach, Bilder u. Bigäbeheite-n-us em Puresläbe. Franke, Bern 1943.

⁴⁾ Das Naturbild im schweizerischen Schrifttum. Auswahl und Bearbeitung von Lothar Kempter. Rentsch, Erlench 1943.

^{**)} C. G. Jung: Psychologie und Alchemie. Rasther, Zürich 1944.

gottet noch die Seele vergottet. Gestürzt wird lediglich jeder Totalitätsanspruch irgend einer Religion, und gehoben wird der Wert alles Seelischen als jener „Chiffre“, um mit Jaspers zu reden, in der wir das Metaphysische, Religiöse — Gott erahnen und erfahren.

Immer deutlicher wird sich Jung seiner paracelsischen Ader bewußt, die ihm die Nutzlosigkeit aufweist, Arzt sein zu wollen, ohne in die religiösen Urtiefen der Seele, um deren Gesundung es ihm zu tun ist, vorzustoßen. So wird aus dem Arzt ein Gottsucher — auf daß der Arzt erst richtig seines Amtes walten könne. Scharf wird von Jung „die im Westen allgemeine Unterschätzung der Seele“ gezeißelt. „Wer von Wirklichkeit der Seele spricht, dem wird ‚Psychologismus‘ vorgeworfen. Es streift an Blasphemie, zu denken, daß ein religiöses Erlebnis ein psychischer Vorgang sei“. Jung geht es dabei nicht um ein Zerstören, sondern um ein Wiederbeleben des Religiösen, insbesondere des christlichen Glaubensgehaltes. Sein Ziel ist ein Wiederauffüllen unserer zu banalen Formeln erstarrten Religiosität mit neuem, selbsterlebtem, aus der Tiefe der eigenen Seele geschöpftem Gehalt. Wohl glaubt man noch an Gott, an kirchliche Glaubenssätze und kultische Handlungen (weil man ohne Glauben nicht leben kann) — aber dieser Gott ist nicht mehr lebendig, diese Formeln leer und diese Handlungen formalistisch banalisiert, denn die Seele weiß nichts mehr von ihnen, sie sind ihr künstlich aufgepfropft worden, wie das Einmaleins in der Schule. „Wenn aber die Seele nicht mehr mitspielt, so erstarrt das religiöse Leben in Außerlichkeiten und Formelkram“. So kommt denn der Gottsucher in Jung zum wichtigsten Anliegen des Arztes in Jung, dem es darum zu tun ist, die Seele ihren Frieden und ihr Gleichgewicht finden zu lassen: das Christentum aus seinem leeren theologischen Formalismus zu erlösen und es dem modernen Menschen wieder verpflichtendes Erlebnis werden zu lassen: „Die christliche Kultur hat sich in erschreckendem Ausmaß als hohl erwiesen: sie ist äußerliche Politik; der innere Mensch aber ist unberührt und darum unverändert geblieben. Der Zustand der Seele entspricht nicht dem äußerlich Geglaubten. Der Christ hat in seiner Seele mit der äußeren Entwicklung nicht Schritt gehalten“.

Es kann nun aber nicht das Anliegen der Psychologie sein, neue Götter, neue Religionen zu verkünden. „Psychologie als Wissenschaft von der Seele hat sich davor zu hüten, ihre Grenzen etwa durch metaphysische Behauptungen oder sonstige Glaubensbekenntnisse zu überschreiten“. Ihre alleinige Aufgabe auf religiösem Gebiete ist es, dem modernen Menschen zu erweisen, daß die von ihm als leer und formal empfundenen Dogmen ewige psychische Realitäten sind, die auch uns modernen Menschen wieder zu Realitäten werden könnten, wenn wir uns bloß wieder auf jenen psychischen Mutterboden begeben wollten, aus dem sie gewachsen sind und den wir heute sträflich verleugnen. So kommt Jung zu seinem eigentlichen Glaubensbekenntnis: „Ist es nicht denkbar, daß auch das eine Entscheidung sein könnte, wenn man sich nicht zum ‚arbiter mundi‘ aufwirft, sondern ausdrücklich auf diese Subjektivität verzichtet und z. B. dem Glauben huldigt, daß Gott sich in vielen Sprachen und in vielerlei Erscheinungsweisen ausgedrückt habe und daß alle diese Aussagen wahr sind?“ Wer hört nicht Goethes Geist aus diesen Zeilen?

Was soll nun aber dies alles mit Alchemie zu tun haben? Es ist ein bezeichnendes Symptom für eine Zeit, die die Ratio so hoch hält und dabei völlig dem Irrationalen verfallen ist, daß man den Sinn, der einem allenthalben verloren ging — im „Unsinn“ suchen gehen muß. So wertet Jung das „unsinnige“ Treiben der mittelalterlichen Alchemisten und der zu ihnen gehörenden sog. „hermetischen“ Philosophen allein vom Standpunkte des Psychologen aus, indem er die Projektionen unbewußter psychischer Mächte im Tun dieser Alchemisten aufzeigt. Er weist hin auf die tiefsinnige Symbolik, die in diesen alchemistischen Prozessen verborgen liegt und in denen sich die Archetypen der Seele ebenso eindrucksvoll fundieren wie in den Träumen moderner Menschen. Die Stufen des alchemistischen Prozesses entsprechen einem Individuationsprozeß, in welchem sich heidnische und christliche Vorstellungen mischen, und zu dem sich gewisse Parallelen in unseren Träumen und religiösen Vorstellungen finden lassen. Jungs Forscherleidenschaft gilt allen diesen Projektionen des Unbewußten, äußern sie sich nun in philosophischen Spekulationen, religiösen Dogmen, mystischen Visionen, modernen Träumen oder alchemistischer Phantastik — überall drängt es ihn, Licht zu bringen in das Weben

und Wirken des Unbewußten im Menschen. Und wie sollte er anders, sieht Jung doch den Entwicklungsweg der Menschheit als „Drama der Bewußtwerdung“. Die Alchemie wird dabei als eine „religiös-philosophische oder mystische Bewegung“ gewertet. Der Alchemist hat jene „persönlichkeitsbildenden Zentrierungsvorgänge im Unbewußten“, jenen Individuationsprozeß, um den sich die Jungsche therapeutische Behandlung konzentriert, in chemische Verwandlungsvorgänge projiziert, da sich hinter der Alchemie das Suchen nach einem Ersatz für die auf das selbe Ziel hintendierenden Gnadenmittel der Kirche verbirgt. Der meisterlich durchgeführte Aufweis der Parallele zwischen dem Erlöserbild der Kirche (Christus) und dem entsprechenden Symbol der Alchemisten (Stein der Weisen, Lapis) bildet ein Grundmotiv des Buches, da sich nirgends so deutlich wie hier Jungs Wiederentdeckung der Alchemie vom Gesichtspunkte der psychologischen Phänomenologie aus und ihre Erklärung als eine metaphysisch-religiöse Bestrebung in pseudo-chemischem Gewande daturt läßt. Denn „was die Alchemie im letzten Grunde suchte: sie wollte ein ‚corpus subtile‘, den verklärten Auferstehungsleib herstellen: einen Körper, der zugleich Geist ist.“ Während sich im Christentum die Gottheit in der Knechtsgestalt birgt, erscheint sie in der Alchemie im unbekannten, „verworfenen Eckstein“. Der Unterschied zwischen dem Christentum und der gewisse Parallelen zur christlichen Mystik aufweisenden Alchemie liegt allerdings darin, daß in jenem der Mensch der durch Gott zu erlösende, in dieser aber Gott der im Steine zu erlösende ist. Dies Selbst-Erlöser (d. h. Gott)-sein-wollen ist denn auch die Gefahr und der „Unsinn“ aller Alchemie — und doch geht uns dieser „Unsinn“ etwas an, denn die ganze in ihm verborgene Symbolik gehört nicht nur zur Vorstellungswelt der Alchemisten, sondern auch zu der von uns aufgeklärten Europäern z. B. in unseren Träumen hervorgebrachten.

So ist es Jungs zentrales Anliegen, jene Schicht in der menschlichen Seele zu erforschen, die in immer neuen Formen diesen so sinnerfüllten „Unsinn“ produziert, um einen Weg zu finden, der den Menschen zu seiner Ganzheit weist. Denn in dieser Symbolik der Träume liegt ein selten zuverlässiger Wegweiser — zu sich selbst.

Ein besonderes Lob gebührt der von Frau Dr. Jacobi durchgeführten Bildausstattung des Buches, die bei der Bedeutung, die Jung allem Bildhaften beimißt, erst zu einem rechten Verständnis führen kann.

Einer der wesentlichsten Werte des Wertes aber liegt darin, daß sein Autor den Mut fand, sich offen zu den Suchenden zu bekennen, ohne ins Pathos der Gefunden-habenden zu fallen, das einem nur allzu leicht die Lektüre moderner geisteswissenschaftlicher Werke profanen wie theologischen Charakters versäuert. Möge es Jung, der zum Professor an der Basler Universität ernannt wurde, gelingen, auf diesem neuen Betätigungsfelde die in so manchen Krisen sich windende Universitas wieder ihrer wahren und einzigen Bestimmung näher zu führen: eine Gemeinschaft der Suchenden zu sein.

Arnold Rü n z l i.

Das Weltbild eines Naturforschers.

Arnold Heim kennt unsern Planeten gut. Dreimal führt seine Spur rund um die Erde. Als geologischer Experte und Fachmann für Kolonisationsfragen bereist er alle Zonen von der Arktis bis zum Äquator. Diese Einblicke verschaffen ihm sein Weltbild, das er in einem 364 Seiten starken Band als Bekenntnis niedersetzt¹⁾.

Es ist ein mutiges Buch, für das man dem Sohn des Altvaters der Schweizer Geologie Dank weiß. Heim sucht seinen Standort in der engern und weitesten Sphäre klar zu erfassen, sucht die Bedingungen und Gesetze zu erkennen, unter denen der Mensch lebt, und die auf ihn wirken. In groben Umrissen erscheint als Einleitung das kosmische Weltbild eines Naturforschers der Gegenwart; in Streiflichtern werden die großen Wandlungen beleuchtet, die sich offenbar in Millionen-Jahrhunderten vollzogen haben. Nach allgemeinen entwicklungsgeschichtlichen Hinweisen verfolgt Heim den Aufstieg des Menschen. Der Hauptteil des Buches gilt den

¹⁾ Arnold Heim: Weltbild eines Naturforschers. Mein Bekenntnis. Huber, Bern.

menſchlichen Lebensformen, ihrem Sinn und Unſinn. — Was mit der Natur nicht in Einklang ſteht, ſind Irrtümer oder Fehler, die ſich in Geſellſchaft und Staat verderblich auswirken müſſen, wenn eine ganze Reihe von Generationen ihnen unterworfen bleibt. Aus dieſer Erkenntnis heraus wächst die Tendenz des Heimſchen Buches: Lebensreform.

Natürlich trägt jede Tendenzſchrift die Gefahr der Einſeitigkeit in ſich; die eine Seite wird eindringlich dargeſtellt, und dabei viel Wichtiges übergangen. Rückſichtslos verwirft Heim das Chriſtentum von heute; die oſtaſiatiſchen Religionen empfindet er mit Recht als „naturgemäßer“; an der Miſſion, vor allem der proteſtantiſchen, bleibt kaum ein guter Faden; ſie iſt „die Kataſtrophe der freien Naturvölker“ (S. 169). Auch in der ſummarischen Abrechnung mit der Koloniſationsarbeit der Weißen geht Heim ſicher zu weit. Zweifellos iſt viel Unheil angerichtet worden; die Frage mag aber erlaubt ſein, was geſchehen würde, wenn die Eingeborenen ſich ſelber überlaſſen blieben. Die Zuſtände auf den Inſeln Java und Celebes ſind inſtruktiv. Beide haben faſt gleiche klimatiſche und geographiſche Vorausſetzungen:

	Dichte pro Quadratkilom.
Java (300 Jahre holländiſche Koloniſationsarbeit!)	316 Einwohner
Celebes (erſt kürzlich in Angriff genommen)	31 Einwohner

Gewiß, auch in Java ſind Fehler gemacht worden, aber das holländiſche Übel iſt wahrſcheinlich — auch vom Standpunkt der Eingeborenen aus — das kleinere. — Selbſt das Schweizervolk wird kurz und draſtiſch einſeitig abgeſertigt; ſeine Grundübel ſind „Alkoholismus und Güllenwirtſchaft“ (S. 287). — Die Hunza in Vorderindien und die Duchochorzen (einſt in Rußland, jezt in Canada) leben nach Heims Meinung am eheſten naturgemäß, — von ihnen haben wir zu lernen.

Seine Ratschläge formuliert Heim in zwölf Punkten (S. 349—50). Bodenreform, vegetariſche Ernährung, Verzicht auf Genußmittel, mehr Sonnen- als Nachtleben, „rekordfreier“ Sport, vernünftige Kleidung, . . . das ſind einige ſeiner Hauptforderungen. Ghandi iſt ihm in mehr als einer Beziehung Vorbild (Heim anerkennt auch des Inders politiſche Methoden als die richtigen).

Eine Befürchtung läßt ſich bei dieſem Buch nicht unterdrücken: daß beim einen oder andern Leſer die Vorausſetzungen fehlen könnten, die Heim anzunehmen ſcheint. Heims „Bekenntnis“ verlangt einen kritiſchen und erfahrenen, reifen Leſer, wenn es nicht mißverſtanden werden ſoll. Arnold Gübler.

Vollbeſchäftigung.

Der Ausdruck „Vollbeſchäftigung“ iſt von Wirtſchaftern, vorab jedoch von Politikern, ſchon ſo vielſeitig angewendet und bisweilen auch mißbraucht worden, daß er ohne nähere Umſchreibung zu einem nichtsſagenden Schlagwort geworden iſt. Deſſen iſt ſich Prof. Marbach bewußt, wenn er in ſeiner Abhandlung „Vollbeſchäftigung“¹⁾ von „tendenzieller oder annähernder Vollbeſchäftigung“ ſpricht. Dieſe Einſchränkung iſt klug, trozttem wohl niemand im Ernſte an eine absolute Vollbeſchäftigung denkt, weil auch unter günſtigen Verhältniſſen, wie ſie der kriegsbedingte Mangel an Arbeitskräften geſchaffen hat, immer ein „Bodenſatz von Beſchäftigungsloſigkeit“ zurückbleibt. Für die Schweiz wird ein Beſtand von 15 000 Arbeitsloſen, d. h. von 1 % der Inſelbſtändigerverbenden (nicht der Selbſtändig-erwerbenden, wie es im Buch irrtümlich lautet), als der Bodenſatz der Beſchäftigungsloſigkeit angenommen, der mit annähernder Vollbeſchäftigung noch vereinbar iſt.

Aufſchlußreich iſt nun, welchen Weg Marbach zur Erreichung dieſes Grades der Beſchäftigung empfiehlt. Er greift auf die Kaufkrafttheorie zurück, zu der Rodbertus vor rund hundert Jahren den Grundſtein gelegt hat und die beſonders in der Kriſenzeit anfangs der 30er Jahre viel beſprochen wurde. Aus der damaligen öffentlichen Diſkuſſion hat der Verfaſſer offenbar eine Lehre gezogen; denn er ſpricht der Schaffung von Kaufkraft als Mittel zur Erreichung der Vollbeſchäftigung das Wort nur mit der nicht unerheblichen Auflage, es müſſe ſich um eine zwiſchenſtaatlich organiſierte Kaufkraftbewirtſchaftung handeln. Durch eine internationale Zu-

¹⁾ Fritz Marbach: Vollbeſchäftigung, Der andere Weg. Franke, Bern 1943.

sammenarbeit müßte also dafür gesorgt werden, daß die Verbraucher über eine Kaufkraft verfügen, die in einem angemessenen Verhältnis zur Produktionsmenge steht. Als Krisenursache wird „Mangel an Kaufkraft am richtigen Ort“ genannt. Im Gegensatz zu Röpke glaubt der Verfasser, die Maßnahmen einer Lenkung und Synchronisierung der Kaufkraft seien „konform“, das heißt mit der Marktwirtschaft, mit einem liberalen Wirtschaftssystem und mit einer demokratischen Staatsverfassung vereinbar. Es dürfte ihm aber sicherlich schwer fallen, dies überzeugend nachzuweisen; denn sobald man das auf dem Gebiete der Nationalökonomie so verhängnisvolle Dilemma in „Globalzahlen“ und „gesamtschweizerischer Produktion“ aufgibt und dafür Erzeugung und Absatz einzelner Fabrikate wie Reißverschlüsse, Weichkäse, buntgewebte Baumwollstoffe, handgeschmiedete Firnstappennägel, Fahrräder, Einwickelmaschinen, Personenaufzüge, Schiffschronometer usw. unter die Lupe nimmt, zeigt es sich, daß mit internationaler Kaufkraftbewirtschaftung tendenzielle Vollbeschäftigung „unter Aufrechterhaltung einer produktionswirtschaftlich weitgehenden und ideell vollen Freiheit“ nicht gewährleistet werden kann.

Mit der Verlegung des Schwergewichtes auf die Absatzseite und damit auf das Kaufkraftproblem zeigt Marbach in der Tat einen Weg auf, der es wert ist, auf die Begehrbarkeit näher untersucht zu werden. Mit bloßer Lenkung und Synchronisierung der Kaufkraft ist jedoch solange Entscheidendes nicht erreicht, als nicht gleichzeitig ebenso streng und lückenlos, also international, die Produktion nach Art und Menge gelenkt wird. In seiner letzten Konsequenz scheint Marbach's „andere Weg“ nun aber doch in ganz anderer Richtung als Röpke's „dritter Weg“ zu verlaufen und bei einer internationalen Kommandowirtschaft zu enden, die wiederum nicht denkbar ist ohne eine zentrale Weltherrschaft. Indessen soll nicht verschwiegen werden, daß Röpke mit einigen grundlegenden Punkten der in der Schrift „Vollbeschäftigung“ vertretenen Auffassung einig geht. Für beide Nationalökonomien ist das Kernproblem in der Tat die Frage nach der Synthese zwischen der sozialen Rücksicht und der individuellen Freiheit. Zur Lösung dieser Frage trägt die aufschlußreiche Abhandlung Wesentliches bei, auch wenn noch manches unabgeklärt bleibt.

Sam Streiff.

Bücher-Eingänge.

- von Baldaß, Ludwig:** Hans Memling. Schroll, Wien 1942. 50 Seiten, 100 Bilder und 25 Farbentafeln, M. 8.50.
- Bericht der Thurgauischen Handelskammer an den Thurgauischen Handels- und Industrie-Verein über 1943.** Druck von Huber, Frauenfeld 1944. 99 S.
- Domaines Français.** Messages 1943. Editions des trois Collines, Genf 1944. 446 Seiten.
- Die Schlacht bei St. Jakob an der Aare.** 26. August 1444. 122. Neujaarsblatt der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen, Basel. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1944. 80 Seiten und 6 Tafeln, Fr. 3.20.
- Gaugler, Ernst:** Das Abendmahl im Neuen Testament. Majer, Basel 1943. 70 Seiten, Fr. 1.80.
- Gebser, J.:** Der grammatische Spiegel. Neue Denkformen im sprachlichen Ausdruck. Dörmann, Zürich 1944. 56 Seiten, Fr. 3.50.
- Gehrig, Julia:** Ich liebe Dich. Briefe des Herzens. Rentsch, Erlenbach 1944. 478 Seiten.
- Gotthelf, Jeremias:** Predigten. Herausgegeben von Kurt Guggisberg. Rentsch, Erlenbach 1944. 400 Seiten, Fr. 10.50.
- Guhl, Theo:** Das Schweizerische Obligationenrecht. 3. Auflage. Polygraphischer Verlag, Zürich 1944. 832 Seiten, Fr. 38.—.
- Gullmann, Oscar:** Urchristentum und Gottesdienst. Majer, Basel 1944. 88 Seiten, Fr. 5.80.
- Hebe, Arthur:** Amazonasfahrt. Eine Reiseschilderung. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1944. 266 Seiten.
- Homburger, Arthur:** Das Schweizerische Zivilgesetzbuch. 2. Auflage. Polygraphischer Verlag, Zürich 1943. 274 Seiten, Fr. 14.—.
- Jacob, Johann:** Der chemische Aufbau unseres Planeten. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1943. 255 Seiten.

- Keller, Adolf:** Wiederaufbau der Welt. Geistige Voraussetzungen. Schultheß, Zürich 1944. 64 Seiten.
- Keller, Harald:** Giovanni Pisano. Schroll, Wien 1942. 71 Seiten und 152 Bilder, M. 8.50.
- Kern, Hans:** Von Paracelsus bis Klags. Studien zur Philosophie des Lebens. Widukind Verlag, Berlin 1942. 202 Seiten.
- Lötscher, Valentin:** Der deutsche Bauernkrieg in der Darstellung und im Urteil der zeitgenössischen Schweizer. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1943. 261 Seiten, Fr. 10.—.
- Michaelis, Wilhelm:** Die Erscheinungen des Auferstandenen. Majer, Basel 1944. 160 Seiten, Fr. 6.50.
- Zur Engelschristologie im Urchristentum. Abbau der Konstruktion Martin Werners. Majer, Basel 1942. 240 Seiten, Fr. 6.80.
- Niethammer, Adolf:** Das Vormauernsystem an der eidgenössischen Nordgrenze. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1944. 191 Seiten, Fr. 7.—.
- Nordhoff, Charles und Hall, James Norman:** Strafkolonie Sidney. Roman aus den Anfängen Australiens. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1944. 352 S.
- Nöpfe, Wilhelm:** Civitas humana. Grundfragen der Gesellschafts- und Wirtschaftsreform. Kentsch, Erlbach-Zürich 1944. 408 Seiten, Fr. 11.80.
- Schid, Erich:** Psychologie und Heiliger Geist. Majer, Basel 1943. 54 Seiten, Fr. 1.60.
- Schneider, Hermann:** Schiffe fahren nach dem Meer. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1944. 284 Seiten.
- Stidelberger, Emanuel:** Holbein in England. Roman. Sauerländer, Aarau 1944. 313 Seiten.
- Der Liebestraum des Poliphilos. Sauerländer, Aarau 1944. 63 Seiten.
- Tulpenglück. Sauerländer, Aarau 1944. 65 Seiten.
- Der junge Löwe. Sauerländer, Aarau 1944. 64 Seiten.
- Das glückhafte Niesen. Sauerländer, Aarau 1944. 79 Seiten.
- Tod und Künstler. Sauerländer, Aarau 1944. 68 Seiten.
- Mirabilia Mundi. Sauerländer, Aarau 1944. 65 Seiten.
- Ulmer, Ferdinand:** Die Schwabentinder. Ein Beitrag zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Westtiroler Bergbauerngebietes. Noebe, Prag 1943. 168 Seiten, M. 4.—.
- Werner, Martin:** Der religiöse Gehalt der Existenzphilosophie. Rektoratsrede. Haupt, Bern 1943. 42 Seiten, Fr. 1.50.
- von Winterfeld-Platen, Leontine:** Der Helfer von Notland. Roman. Majer, Basel 1943. 315 Seiten, Fr. 8.80.
- Woodtli, Otto:** Die Staatsräson im Roman des deutschen Barocks, Band 40. Huber, Frauenfeld 1943. 216 Seiten, Fr. 9.—.
- Zbinden, Hans:** Schweizer Jugend im Aufbau von Morgen. Lang, Bern 1944. 106 Seiten, Fr. 3.—.
- Zur Chemie, Physiologie und Pathologie des Eiweisses.** Eine Vortragsreihe. Haupt, Bern 1944. 156 Seiten, Fr. 4.80.